



Mgr. Norbert Brunner, Bischof von Sitten

7.01.2013

Ansprache

Neujahrsempfang durch den Hohen Staatsrat,
Sitten – Espace „Porte de Conthey“

Sehr geehrte Frau Staatsratspräsidentin,
Sehr geehrte Herren Staatsräte,
Sehr geehrte Gäste

Ein Weltuntergang wurde angekündigt – aber dieser wollte nicht stattfinden. Die meisten Medien und die meisten Menschen reagierten auf die Fehlinterpretation eines abgelaufenen Kalenders gelassen bis spöttisch, und manchmal mit stupiden Kommentaren. Zum Beispiel auf der Doppelseite einer Zeitung unter dem Titel „Letzte Wünsche – letzte Taten“.

Weder ernste noch oberflächliche Aussagen konnten aber jenen Menschen ihre Angst nehmen, die wirklich daran glaubten. Diese verunsicherten Menschen haben sich wohl wieder beruhigt, und warten vielleicht schon auf den nächsten Weltuntergang.

Was aber, wenn er wirklich eingetreten wäre? Und was haben Menschen erlebt, für die im vergangenen Jahr tatsächlich eine Welt untergegangen ist? Auf der Suche nach solchen Menschen müssen wir nicht nur an die grossen Katastrophen denken, an das Busunglück im Autobahntunnel von Siders, an das schreckliche Blutbad an Kindern in Newtown oder an die Tragödie von Daillon. Wir brauchen zum Beispiel nur an die Kinder und deren Eltern bei uns zu denken, für welche die Aktion „SOS enfants de chez nous“ vor Weihnachten gesammelt hat.

Hinter jeder Situation von Armut, Einsamkeit oder Verzweiflung steht ein Mensch, für den tatsächlich oder wenigstens in seiner Wahrnehmung eine Welt untergegangen ist. Auch wenn diese Welt für die Gesellschaft eine kleine Welt ist, für sie ist es die ganze Welt. Und in dieser Welt wurden sie zu oft allein gelassen mit ihren drängenden Fragen, auf die sie keine oder eine nur ungenügende Antwort finden: Woher komme ich und wohin gehe ich? Warum und wozu bin ich da? Warum das Böse, warum das Leiden in der Welt? Warum muss ich leiden? Wie werde ich damit fertig und wie kann ich damit leben?

Besonders betroffen gemacht hat mich in diesem Zusammenhang ein Bericht über alte Menschen, der im vergangenen April veröffentlicht wurde. Immer zahlreicher sind diejenigen, so die Umfrage, die sich als nutzlos vorkommen. Sie leiden darunter, dass sie von einem Teil der Gesellschaft zunehmend als Last empfunden werden.

Selbstverständlich tun wir viel, um Antworten zu finden und zu geben. Ich habe bereits die Aktion „SOS enfants de chez nous“ erwähnt. Der gesamte Staatsrat, Nationalräte, Gemeindepräsidenten, Vertreter des Sportes und der Wirtschaft, der Bischof und andere Persönlichkeiten haben die Aktion mit ihrem persönlichen Einsatz unterstützt. Das ist wunderbar! Es zeigt die gemeinsame Sorge zur Solidarität und Hilfe.

Diese und andere Aktionen sind im Grunde nur Symptombekämpfung. Sie sind zwar ein wichtiger Anfang und notwendig, aber nicht das Ziel. Das Ziel solcher Hilfsaktionen müsste es sein, die ganze Gesellschaft so für die Armut und deren Ueberwindung zu sensibilisieren, dass diese Aktionen schliesslich überhaupt nicht mehr notwendig wären. Dass es keine armen, bedürftigen, einsamen und verzweifelten Menschen mehr gäbe.

Diese Hoffnung könnte guten Kennern der Bibel widersprüchlich erscheinen. Wir erinnern uns an die Geschichte, wo Jesus bei Lazarus und seinen Schwestern Maria und Martha zu Tische sitzt. Maria will Jesus mit einem teuren Oel die Füsse salben. Judas schlägt vor, auf die Körperpflege zu verzichten, das Oel zu verkaufen, und den Erlös den Armen zu geben. Darauf antwortet Jesus: „Die Armen habt ihr immer bei euch, aber mich

habt ihr nicht immer bei euch.“ (Joh 12,8)

Ich denke, dass diese Aussage Jesu heute bei uns zutrifft. Es gibt bei uns immer mehr Arme. Christus scheint tatsächlich bei immer mehr Menschen abwesend zu sein. Sie leben nach dem Motto: „Gott existiert wahrscheinlich nicht. Geniesse das Leben.“ Sie essen, trinken, vergnügen sich und pflegen ihren Körper für eine ewige Jugend. Und dieses gute Leben scheint umso schöner zu sein, je weniger sie an Gott denken. Müssen wir also auch in unserem Lande zunehmend die Frage stellen: gehören die menschlich-christlichen Werte, die unsere Gesellschaft geprägt und geformt haben, der Vergangenheit an? Europa ohne Christus? Das Wallis ohne Christen?

Manche Zeichen sprechen dafür. Die Würde des Menschen und sein vollständiger Schutz von Anfang bis Ende sind seit Langem nicht mehr unantastbar. Die Herstellung, Prüfung und Auswahl von Genen und Embryonen degradieren menschliches Leben zum Objekt medizinischer Manipulationen. Die Unterwanderung der Familie durch jede nur erdenkliche Form von Partnerschaft und Kindesadoption produziert neue Armut und Heimatlosigkeit bei Erwachsenen und Kindern.

Das Zweite Vatikanische Konzil, das vor 50 Jahren gefeiert wurde, wollte vor allem in Dialog treten mit dieser konkreten Welt. Die Stimme der Kirche wird zwar gewünscht, aber ihre Rede muss unverbindlich bleiben. Sie solle sich ethische Normen dem tatsächlichen Verhalten anpassen. Wenn sie dennoch auf Normen aus dem Naturrecht hinweist, werden diese Normen als „katholisches Sonderrecht“ dargestellt, das für die Kirche, aber nicht für die Welt gelten kann.

Papst Benedikt XVI. hat in seiner Botschaft zum Weltfriedenstag am 1. Januar 2013 darauf hingewiesen, dass Relativismus und die These einer völlig autonomen Moral die „Anerkennung eines von Gott in das Gewissen eines jeden Menschen eingeschriebenen, unabdingbaren natürlichen Sittengesetzes“ verhindern. Und der Papst fährt weiter, dass die Grundsätze dieses Sittengesetzes „nur eine Ableitung aus dem Recht auf Religionsfreiheit“ sind. Sie sind „in die menschliche Natur selbst eingeschrieben, mit der Vernunft erkennbar und so der ganzen Menschheit gemeinsam.“

Welchen Platz haben also Gott und der Glaube an ihn in unserer Gesellschaft? Im Oktober letzten Jahres haben Bergführer ein neues Gipfelkreuz auf dem Täschhorn aufgestellt. Das erinnerte mich an die Begegnung eines Journalisten mit einer jungen muslimischen Frau in Oesterreich. Auf die Frage, ob sie das Kreuz im öffentlichen Raum nicht störe, antwortete sie: nein, denn es tut mir gut, dadurch zu wissen, dass ich in einem Land lebe, in dem Menschen an Gott glauben.

Ich zweifle nicht daran, dass Gipfel- Weg- und Missionskreuze in unserem Land Zeichen dafür sind, dass da Menschen leben, die an Gott glauben. Und dass diese Menschen ihre Rechte als Geschöpfe Gottes auch wahrnehmen und ausüben. Und zwar in erster Linie das Menschenrecht, an einen Gott zu glauben, und das Menschenrecht, diesem Glauben im Leben und Handeln Ausdruck zu geben, wo immer sich dieses Leben abspielt und was immer Inhalt dieses Handelns ist.

Es ist ein Ziel, das uns in gemeinsamer Verantwortung auch im Neuen Jahr vorgegeben ist. Unsere Mühe und unser Lohn werden es sein, diesem Ziele näher zu kommen und es vielleicht - wenigstens teilweise - zu erreichen. Der Ausspruch des griechischen Philosophen kann uns dabei helfen: „Nicht weil die Dinge schwierig sind, wagen wir sie nicht, sondern, weil wir sie nicht wagen, sind die Dinge schwierig.“

Die Bergführer am Täschhorn haben ihr schwieriges Ziel erreicht. Wir danken ihnen für das Beispiel. Sie haben mich an eine Geschichte erinnert, die ich zum Abschluss erwähnen möchte:

Zwei Bergsteiger treffen sich im Gebirge. Sagt der Eine: „Grüss Gott“. Antwortet der Andere: „So hoch wollte ich eigentlich gar nicht steigen.“ Und ich frage: Warum eigentlich nicht?

Ich wünsche Ihnen allen Gottes Segen im Neuen Jahr.

+ Norbert Brunner
Bischof von Sitten